

Girst, Thomas

Umweg statt Abkürzung: Über das Prinzip funktionaler Serendipität für die Lehranstalten der Zukunft

Bartosch, Ulrich [Hrsg.]: *Die Idee der Universität – heute. Passauer Perspektiven. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 156-163*



Quellenangabe/ Reference:

Girst, Thomas: Umweg statt Abkürzung: Über das Prinzip funktionaler Serendipität für die Lehranstalten der Zukunft - In: Bartosch, Ulrich [Hrsg.]: *Die Idee der Universität – heute. Passauer Perspektiven. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 156-163* - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-289768 - DOI: 10.25656/01:28976; 10.35468/6071-19

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-289768>

<https://doi.org/10.25656/01:28976>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Thomas Girst

Umweg statt Abkürzung: Über das Prinzip funktionaler Serendipität für die Lehranstalten der Zukunft

In unseren Universitäten ist zu beobachten, wie die Studiengänge immer verschulter und die Studierenden in ein Korsett mit einem rigorosen Zeitregime gedrängt werden. Der Unterschied zur Schule wird zunehmend kleiner, wo es doch eigentlich darum geht, dass die Universität ein Ort sein soll, an dem sich die Studierenden entfalten können, die Chance haben sich auszuprobieren und auch etwas ganz Neues anpacken können. Die Studierenden beginnen einen neuen Lebensabschnitt, der mit dem Dasein als Schülerinnen und Schüler kaum mehr etwas zu tun hat und haben sollte. In der Perspektive der jungen Menschen eröffnet sich eine neue Lebensphase mit eigenen Entwicklungsmöglichkeiten, Herausforderungen und einer eigenen zeitlichen Dynamik. In der Universität öffnet sich ein einzigartiges Arrangement von Lehrenden und Lernenden, was in der Schule in der Regel nicht gegeben ist. Endlich darf man den eigenen Interessen nachgehen, im Bestfall, ohne sich dabei von Beginn an festlegen zu müssen, welche diese ganz genau sind. Weswegen das Lernen an Universitäten auch einen Schonraum des Scheiterns bieten sollte, der es erlaubt, umzudenken, sich zu entfalten und den Mut zu haben, auch wieder ganz von vorne zu beginnen.

Indes verlangen die Bologna-Reform und die neuen Regelstudienzeiten den Studierenden ab, ihre Zeit effizient zu nutzen und weder nach links noch nach rechts zu sehen. Auch damit rückt das Studium näher an die Schule und ist letztlich die Fortsetzung derselben. Diese Sichtweise herrscht vor allem dann vor, wenn die Berufsausbildung in den Mittelpunkt gestellt wird.

Wie kann nun eine ideale Lernsituation aussehen, die diesem Trend entgegensteht, und wie können Studierende, die mehr wollen als eine möglichst effiziente Ausbildung, ihre Zeit an der Universität gestalten?

Das Studium sollte nicht als der kurze und schnelle Weg in Richtung Arbeitsmarkt verstanden werden. Es sollte mehr sein als eine Abkürzung, denn Studierende sollen lernen, nicht hinter ihren Möglichkeiten zurückzubleiben, sie sollten ihre Potentiale ausschöpfen. Sie können dabei versagen, solange sie gleichsam lernen, wieder aufzustehen und aus eben dieser Erfahrung neue Kraft schöpfen. Was manchmal als Umweg erscheint, ist mehr und kann zu Einsichten und „glücklichen Funden“ führen, von etwas, das man gar nicht gesucht hat, was sich aber im

Nachhinein als wertvoll für den eigenen weiteren Lebensweg herausstellt. Solche Erfahrungen können wesentliche Bausteine in der eigenen biografischen Entwicklung sein.

Zur Kennzeichnung einer solchen Haltung wird häufig der Begriff der Serendipität verwendet. Gemeint sind damit die überraschenden Entdeckungen, die uns weiterbringen und unser Leben prägen. Wir finden etwas, was wir gar nicht gesucht haben und dieses etwas stellt sich als überaus bedeutsam und wegweisend für uns heraus. Aber wir müssen uns die Zeit eben dafür nehmen dürfen, zu suchen und empfänglich zu sein für diese unerwarteten Funde.

Erwin Panofsky und Steve Jobs

Für diese Haltung gibt es eine Fülle von Beispielen. Es war Erwin Panofsky, der von den Nazis vertriebene, herausragende Kunsthistoriker, der dann in Princeton sein neues Zuhause als Professor und Lehrer fand. Als er das amerikanische und das deutsche Lehrsystem an den Universitäten miteinander vergleicht, stellt er fest, dass in Amerika alles durchgetaktet ist, während das Bildungssystem in Deutschland Zeit gibt. Man könne so viele Semester studieren, wie man mochte. Das Studium war so strukturiert, dass Studierende Gelegenheit und Antrieb hatten, auch über den Tellerrand zu schauen. Das ist mittlerweile Vergangenheit, weil Deutschland sich in der Organisation des Studiums an Amerika orientiert. Wir müssten also somit nur den Blick in die Vergangenheit unserer Universitäten richten, um für die Gegenwart eine Vorstellung für die Zukunft der Lehranstalten zu bekommen.

Panofsky publizierte diese Beobachtungen vor mehr als 60 Jahren. Sein Buch „Meaning in the Visual Arts“ erschien 1955. Ich beziehe mich vor allem deshalb auf dieses Buch, weil Panofsky dort von etwas spricht, das für mein Thema wichtig ist. In diesem Buch schlägt er eine andere Grundhaltung vor: In diesem Standardwerk schreibt er im Epilog darüber, wie es eben nicht die Pflichtlektüre eines bestimmten Seminars sei, die das Feuer in uns entfacht, sondern „eine Zeile von Erasmus von Rotterdam, oder Spenser, oder Dante, oder eines obskuren Mythenschreibers aus dem vierzehnten Jahrhundert“ die zu mehr Erkenntnisgewinn führen kann. „Dort wo wir nichts verloren und nichts zu suchen haben, genau dort finden wir“, schreibt Panofsky (1955, 341). Eben diese Erfahrung ist ein Argument für längere Studienzeiten, für die Freiheit der Lehre und auch gegen eine Verschulung etwa der Geisteswissenschaften. Die werden immer wieder wegen ihres vermeintlich fehlenden Nutzens belächelt, stoßen aber in der Wirtschaft neuerdings wieder auf Interesse, nicht zuletzt wenn bei Führungskräften Slow Management, soziale Kompetenzen und Soft Skills gefragt sind. Man vermutet bei den Absolventen humanistischer Denktraditionen ein gesteigertes Empathievermögen, weil sie sich über Jahre durch tausende Seiten Weltliteratur und Philosophie gearbeitet haben.

Wer Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* verinnerlicht, die Zerrissenheit von Zadie Smiths Protagonisten durchdrungen oder das christlich-allegorische Bildprogramm der Deckenfresken Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle erfasst hat, wurde dabei von Leidenschaft und Passion geleitet. Von was auch sonst? Schließlich hat man sich nicht von den Eltern zuflüstern lassen, mit VWL, BWL oder Jura wenigstens etwas „Vernünftiges“ zu erlernen, sondern ist bei der Wahl des Studiums das Wagnis eingegangen, womöglich als Teil des Prekariats zu enden – und damit kaum in der Lage zu sein, sich selbst geschweige denn eine Familie ernähren zu können. Dieser Mut zum Risiko wird andernorts händeringend gesucht. Ebenso der Kompass innerer Überzeugungen inmitten tausender Fähnlein im Winde. Nur wer liebt was er tut und sich die Zeit dafür nehmen kann, schafft Herausragendes. Was wiederum auf dem Arbeitsmarkt als wertschöpfende Kombination aus hohem Anspruch, intrinsischer Motivation, Verantwortungsgefühl und Entscheidungsfreude gehandelt wird. Mag die Erwartung der Wirtschaft an die Geisteswissenschaft auch überzogen oder suspekt anmuten, wer gegen jedwede Widrigkeiten dergestalt langen Atem und Konzentrationsvermögen unter Beweis gestellt hat, der ist zeitlebens zumindest gegen eine allzu kurze Aufmerksamkeits-spanne gefeit.

Andererseits birgt ein allzu eng abgesteckter Adressatenkreis einer möglichst zeiteffizienten, verschulden geisteswissenschaftlicher Forschung, die in Teilen nicht zuletzt durch schwer verständliche Diskursvokabular die Tür aus reinem Selbsterhaltungstrieb von innen zustemmt, die große Gefahr reiner Selbstreferentialität – wir sind hier weit entfernt von Henri David Thoreaus Aufforderung zum „Simplify, Simplify!“ (2004, 89), was die eigentliche Aufgabe eines *public intellectuals* doch ausmachen sollte. Und ist nicht auch eine Forschung denkbar, die trotz Emotionen nichts an Komplexität und Anspruch verliert, die ihren Forschungsgegenstand dadurch nicht verwässert? Wo findet sich denn das Ausrufezeichen außerhalb der eckigen Klammer, die das „sic“ umfasst, das „sic erat scriptum“ mit dem auf Rechtschreibbefehler in geisteswissenschaftlichen Arbeiten zitierten literarischen Quellen verwiesen wird? Sollten wir das Ausrufezeichen nicht vielmehr für eine empathischere Wissenschaft und Lehre nutzbar machen, die es vermag, mehr Menschen zu erreichen, ohne sich über deren Bildungsstand zu erheben? Wir alle müssen doch die Hemmschwelle vor der Hochkultur nehmen helfen. Wir begehen sonst Verrat an den nicht zuletzt durch die Verschulung im freien Fall befindlichen Geisteswissenschaften, an ihren Errungenschaften, ihrer Bedeutung und an ihren Forschungsgebieten.

Wesentlich bleibt Panofskys Erkenntnis, dass die Dinge, die wir uns nebenbei bei unseren Entdeckungsreisen aneignen, für uns wertvoll und wichtig werden. „Who will light our candle“, wie der Kunsthistoriker schreibt, wer führt uns zu neuen Einsichten? Er beruft sich dabei auf Cicero, der schreibt: „Mihi enim liber non videtur, qui non aliquando nihil agit“ („der scheint mir nämlich nicht frei zu sein,

der nicht hier und da einmal gar nichts tut“). Panofsky redet hier mitnichten der Faulheit das Wort, auch wenn es diese „glücklichen Funde“ sind, die Zeit brauchen, die sich aber eben nicht zwingend durch eine absichtsvolle und systematische Suche ergeben. Bildung entsteht erst durch solche Einsichten und mit einer solchen Haltung. Über Funde, die zunächst gar keinen Sinn ergeben, die aber dann für das eigene Leben, den eigenen Weg, eine Bedeutung erlangen, die nicht von Anfang an ersichtlich war. Eine solche Haltung erfordert auch einen anderen Umgang mit der Zeit, dem eigenen Leben und – was hier besonders wichtig ist – eine andere Organisation des Studiums.

Ein weiteres Beispiel für eine solche Haltung ist Steve Jobs, der Gründer von Apple. 2005, einige Jahre vor seinem Tod hält er die Commencement Address an der Stanford University, um die Studierenden zu verabschieden. Das Video dazu wurde mittlerweile knapp 100 Millionen Mal im Netz angeklickt (vgl. Jobs 2005). Und wovon spricht er? Davon, wie er nach nur sechs Monaten das Studium am Reed College schmiss, aber noch eineinhalb Jahre länger auf dem Campus in Portland an der US-Westküste abhing. Ohne immatrikuliert zu sein, verdankte er die Teilnahme an einer Klasse über die Kunst der Kalligraphie dem reinen Zufall. So sehr ihn auch das Studium der Serifen und Schrifttypen faszinierte, wusste er doch nicht, was er jemals damit anfangen oder wie er sein neu erworbenes Wissen dazu jemals praktisch anwenden sollte. Erst ein Jahrzehnt später kam es schließlich dazu. Als Jobs Anfang der 80er Jahre den ersten Macintosh entwirft, kommt ihm sein Know-How über Design und Typographie zugute. Gestaltung und Ästhetik aller Produkte von Apple sind seither essentieller Bestandteil des unglaublichen Erfolgs jenes Technologieunternehmens, das im August 2018 an der Börse als erstes Unternehmen überhaupt mit einem Wert von mehr als einer Billion Dollar notiert wurde. Steve Jobs Beispiel ist auch in Bezug auf Panofsky von Interesse, wenn es darum geht, wie man am College, wie man an Universitäten lehrt. Er riet den Studierenden, den eigenen Intuitionen zu folgen und immer neugierig zu sein. Alle haben Ideen, aber den Willen und die Ausdauer, diese umzusetzen, dazu bedarf es der Zeit. Dies bedeutet auch Umwege zu gehen und den Mut zu haben, immer wieder neu anzufangen.

Information und Bildung

Die Universität und das Studium sind nicht dazu da, möglichst viele Informationen zu sammeln und zu vermitteln. Universitäten sind Einrichtungen der Bildung, in denen die Studierenden ihrem eigenen Weg folgen sollen. Sie sind mehr als nur Ausbildungsstätten.

Ich möchte mich für den Umweg stark machen, in einer Zeit, in der es immer nur um die Abkürzung geht, und zwar möglichst zu den Dingen hin, die wir kaufen und konsumieren sollen. Und dort, wo uns ein Algorithmus bei der Suche nach

Informationen lenkt, möchte ich mich für das Prinzip der Serendipität starkmachen. Denn dieses begründet für mich auch den Unterschied zwischen Information und Bildung. Ich positioniere mich damit nicht gegen die wunderbaren Errungenschaften dessen, was wir online, was wir im Internet, was wir über all diese Wissensquellen, die uns zugänglich sind, zumindest in westlichen Demokratien, über einen kleinen Klick erreichen können. Das verkürzt die Zeit, in der wir oft über Wochen recherchiert, über Fernleihe auf Bücher gewartet haben. Viele von diesen Dingen sind nun sofort verfügbar, ohne auch nur einen Schritt tun zu müssen. Aber was erhältlich ist, ist Information. Diese steht uns im Technologiezeitalter immer und überall zur Verfügung, Wissen gilt es sich zu erarbeiten. Das Ergebnis dieses Wissens ist Bildung. Die Universitäten sollten darum bemüht sein, ihren Studierenden nicht nur Information zu bündeln, sondern sie auch zu bilden. Bildung ist etwas, was die gesamte Person im Blick hat. Und sie nimmt Zeit in Anspruch, weil die Studierenden sich zu Persönlichkeiten entwickeln sollen, die viel mehr im Blick haben als nur ihr fachliches Wissen. Und natürlich nimmt mit dem Wissen um das Wissen auch das Wissen um das Nicht-Wissen zu. Es war Shakespeare, der in „Wie es euch gefällt“ schrieb: „Der Narr hält sich für weise, aber der Weise weiß darum, ein Narr zu sein“ (1994). Die Studierenden sollten lernen, sich damit auseinanderzusetzen und sich dessen bewusst werden, dass unser Wissen immer auch vorläufig ist und morgen andere Einsichten an seine Stelle treten können.

Die eigene Zeit

Die heutigen Universitäten geben den Studierenden ein immer detaillierter werdendes inhaltliches Korsett und Zeitregime vor. Regelstudienzeiten müssen eingehalten werden, für die einzelnen Semester werden die Kurse mit ihren Inhalten vorgeschrieben. Wer länger braucht, der muss sich erklären. Er passt nicht mehr in die vorgegebenen Bahnen.

Gerade die Umwege, das Folgen der eigenen Intuitionen benötigen jedoch Zeit, und zwar im eigenen Rhythmus. Diesen müssen Studierende entdecken können, auch gemeinsam untereinander sowie für sich selbst, um herauszufinden, wie die eigene Zeit gestaltet und gefüllt werden kann. Es wird ein Wechsel von Ent- und Beschleunigung sein, immer entlang der eigenen Bedürfnisse. Um Unvorhergesehenes zu entdecken, um im Sinne von Panofsky entlegene Gedanken nachzuvollziehen, um Dinge zu entdecken, die man gar nicht gesucht hat, dazu bedarf es der Zeit, der Muße, des Suchens, ohne der Ökonomisierung der Zeit und der Beschleunigung zu verfallen.

Die Zeit, die die Studierenden an der Universität verbringen, ist ihre eigene Lebenszeit. Ein Drittel der Studierenden beendet sein Studium nicht – so wie Steve Jobs. Es ist zu wünschen, dass auch diese, wie alle anderen, ihre Zeit sinnvoll

nutzen, und eben auch ihre Um- und Irrwege gehen dürfen. Universitäten sollten diese Wege aufzeigen, sie sind ein transdisziplinärer Nährboden an Möglichkeiten, und darauf achten, dass sich die Studierenden, die ihr Studium nicht beenden, nicht einfach verlieren. Die eigene Zeit im eigenen Rhythmus zu nutzen, erfordert von den Studierenden mentale Stärke, zu der die Universität mit Blick auf „Bildung statt Ausbildung“ auch beitragen kann.

Nicht hinter seinen Möglichkeiten bleiben

Die Umwege im Studium ermöglichen den Studierenden, sich auszuprobieren, etwas zu finden, was sie gar nicht gesucht haben und ihren Intuitionen zu folgen. Aber sie sollten dabei nicht hinter ihren Möglichkeiten zurückbleiben.

Ein gutes Beispiel in dieser Hinsicht mag der französische Landpostbote Ferdinand Cheval (1836–1924) sein. Er war ein einfacher Postbeamter, der im Südosten Frankreichs, in Hauterives in der Auvergne, sechs Tage die Woche die Post ausgetragen hat. Dieser Mann ging nachweislich über Weiler, über Felder, über Täler hinweg, über kleine Bäche und trug dabei in drei kleinen Orten die Post aus, was ihn fast 20 Kilometer pro Tag laufen ließ, jeden Arbeitstag. Und der gute Mann war bereits 43 Jahre alt, als er etwa Mitte des 19. Jahrhunderts über einen Stein stolperte. Und dieser Stein war sehr groß und er grub ihn mit seinen Händen aus dem staubigen Boden, nahm ihn hoch, sah ihn sich an und entdeckte auf einmal in diesem Stein alle mythischen Gestalten, Flora, Fauna, Menschen, Formen – und er nahm den Stein mit. Das war sicher schwer angesichts seines großen Rundgangs, aber er nahm ihn unterm Arm mit. Ab diesem Zeitpunkt nahm er immer wieder Steine mit, Kiesel, Muscheln, die er auf dem Weg fand. Er baute sich sogar einen Schubkarren und lud die gesammelten Steine ab auf seinem kleinen Gemüsegarten am Flussufer der Galaure. Zu dem ersten Stein kamen immer mehr hinzu. Aus ihnen erbaute er in seinem Gemüsegarten innerhalb von 33 Jahren den Palais idéal. Der erste Stein, den er auf seinen beschwerlichen Fußmärschen aufhob und mitnahm, ruht heute auf einem kleinen Altar auf der Terrasse des Palais idéal. Dieser Stein hatte ihn zum Bau des märchenhaften Palastes inspiriert.

Ferdinand Cheval war kein Architekt, sondern ein Postbote. Sein Palais idéal hätte in den 1960er Jahren abgerissen werden sollen. Zum Glück war André Malraux Kulturstaatsminister in Frankreich und sprach sich für den Erhalt des Palastes aus. Der Palast ist ein völlig eklektisches Gebäude, ein Monument menschlicher Phantasie und Beharrlichkeit. Er ist ein wunderbares Beispiel für Folk Art in Frankreich. Über 200.000 Menschen pilgerten in präpandemischen Zeiten jedes Jahr nach Hauterives, um sich diesen Palais idéal des Postboten Cheval anzuschauen und sie können mit eigenen Augen sehen, wie Cheval in seinem Palais idéal alle möglichen Einflüsse aufnimmt: Moscheen, Hindutempel, Kirchen. Was bewegte

ihn dazu? Als Postbote sah er die Fotografien auf den Postkarten, den Magazinen, alles Erfindungen seiner Zeit. Damit ließ Ferdinand Cheval sich von den Architekturen in anderen Ländern dieser Welt inspirieren. Dies war die Grundlage für sein Unternehmen, innerhalb von 30 Jahren mit gefundenen Steinen einen Palast zu bauen. Als ich den Palais idéal besuchte, konnte man natürlich T-Shirts, Aschenbecher, Schlüsselanhänger mit dem Bild des Palais idéal kaufen. Sie können aber auch einfach über die Felder gehen, die noch genauso aussehen wie vor über 100 Jahren, als Cheval den Palais idéal baute, und Sie können auf einem der Felder einen Stein aufheben, so wie ich das getan habe. Diesen Stein habe ich mir auf meinen Schreibtisch gelegt und gedacht, wenn ein einziger Mensch in der Lage ist, aus einem Stein, aus ständig gesammelten einzelnen Steinen, einen solchen Palast zu bauen, dann ist das mir Anreiz und Motivation, nicht hinter meinen Möglichkeiten zurückzubleiben. Das sage ich allen meinen Studierenden: Wenn ihr genug zu essen habt, ein Dach über dem Kopf, gesund seid und keinen Liebsten verloren habt, dann ist es eure Pflicht, nicht hinter euren Möglichkeiten zurückzubleiben. Erst an den ausfranselnden Randgebieten unserer Selbst wird es spannend, werden Persönlichkeiten entwickelt. Um dort hinzukommen, bedarf es jedoch der Arbeit, der Konzentration, aber es bedarf eben auch der Zeit. Und diese Zeit sollte es auch beim Lernen geben, die sollte es insbesondere auch an der Universität geben.

Funktionale Serendipität

Wer sich heute in eine Universität einschreibt, sollte mehr als nur eine Berufsausbildung erhalten. Er oder sie sollte lernen, dass die Suche ein wesentliches Moment des Lebens ist, das auch die Zeit an der Universität prägt. Mit dieser Haltung gelangen wir zu neuen Erkenntnissen und können etwas finden, nach dem wir gar nicht gesucht haben. Eine solche Haltung sollte unverzichtbarer Teil der Bildung werden, die Universitäten anstreben. Wir finden etwas, nach dem wir überhaupt nicht gesucht haben. Diese Haltung sollte die Wissenschaft und auch die Persönlichkeit der Studierenden prägen, die ein universitäres Studium durchlaufen haben. Serendipität bezeichnet dieses Phänomen, etwas zu finden, nach dem man gar nicht gesucht hat. Um diese Haltung auszubilden, zu unerwarteten Entdeckungen und überraschenden Erkenntnissen zu gelangen, ist intensive Übung notwendig. Vielleicht ist dies sogar das Wichtigste, das während eines Studiums „gelernt“ werden kann. Eine Universität hat damit nicht nur die Aufgabe, Diplome und Urkunden für absolvierte Studiengänge zu verteilen, sondern diese Haltung zu vermitteln und einzuüben. „Wer viel einst zu verkünden hat, / schweigt viel in sich hinein. / Wer einst den Blitz zu zünden hat / muss lange Wolke sein,“ beobachtete Friedrich Nietzsche (2003, 998). Das steht nicht in den durchgetakteten Lehrplänen und doch ist eben diese Vermittlung die vielleicht

wichtigste Aufgabe einer Universität, und zwar der gesamten Universität, insbesondere ist sie aber die Aufgabe der Lehrenden.

Der Beitrag beruht auf einer geringfügig angepassten Transkription des gleichnamigen Vortrags vom 6. Mai 2021 in der Berliner Vertretung des Landes Nordrhein-Westfalen anlässlich des 150. Geburtstags der RWTH Aachen.

Literatur

- Jobs, Steve (2005): Stanford Commencement Address. Online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=UF8uR6Z6KLc&t=1s> (Abrufdatum: 29.04.2022).
- Nietzsche, Friedrich (2003): Briefwechsel, Kritische Gesamtausgabe III 7/1. Berlin: Walter de Gruyter.
- Panofsky, Erwin (1955): *Meaning in the Visual Arts*. New York: Doubleday.
- Shakespeare, William (1994): *Wie es euch gefällt* (ca. 1599). In: Shakespeare. *Sämtliche Werke in vier Bänden* (Bd. 1).
- Thoreau, Henry David (2004): *Walden* (1854). In: Jeffrey S. Cramer. *Walden. A Fully Annotated Edition*. New Haven: Yale University Press.

Autorenangaben

Thomas Girst, Prof. Dr., BMW Group Corporate Communications
Global Head of Cultural Engagement, email: thomas.girst@bmwgroup.com